Lanze mit einem von ihnen gebrochen. Während ich so hatte und einen Vorteil zu erspähen suche, richten die Nürnberger ihr Geschütz auf uns, auf Freund und Feind, wie schon gesagt, und einer schießt mir den Schwertknopf mit einer Feldschlange entzwei, daß mir die Hälfte in den Arm geht und drei Armschienen mit. Der Schwertknopf lag in den Armschienen, daß man ihn nicht sehen konnte, und es wundert mich noch, daß es mich nicht vom Gaul herabgerissen hat. Die Armschienen blieben ganz, nur die Ecken, die sich verbogen hatten, standen ein wenig heraus. Der halbe Schwertknopf lag, wie gesagt, in den Armschienen; die andere Hälfte und die Stange am Schwertgriff hatten sich verbogen, waren aber nicht entzwei, so daß ich meine, sie haben mir zwischen Handschuhe und Armrüstung die Hand abgerissen; der Arm war hinten und vorn zerschmettert. Wie ich das so sehe, daß die Hand nur noch ein wenig an der Haut hängt, und der Spieß dem Gaul unter den Füßen liegt, tue ich, als wäre mir nichts geschehen, und wende den Gaul ganz gemächlich um. So kam ich trotzdem ungefangen von den Feinden weg zu meinen Leuten, und als ich ein wenig von den Feinden entfernt war, da lief ein alter Lanzknecht heran, der auch ins Scharmützel wollte. Den sprach ich an, er solle bei mir bleiben; denn er sehe ja, wie es mit mir stünde. Das tat er, und blieb bei mir und mußte mir auch den Arzt holen. Als ich nach Landshut kam, erzählten mir meine ehemaligen Genossen, die in diesem Scharmützel mir feindlich gegenüber standen, daß von demselben Schuß, der mich verwundet hätte, auch ein voigtländischer Edelmann, Fabian von Walsdorf, getroffen worden und tot geblieben wäre, obwohl der Schuß mich zuvor verwundet hatte. So hatten Freund und Feind miteinander Schaden genommen. Dieser Gelörete war ein so feiner, höfischer Mensch, wie man unter Tausenden kaum einen zweiten findet. Von dieser Zeit an, von Sonntag nach Jakobstag bis um Fastnacht, habe ich in Landshut gelegen. Was ich in der Zeit für Schmerzen gelitten habe, kann sich ein jeder wohl vorstellen. Meine Bitte zu Gott aber war, wenn ich seiner göttlichen Gnade teilhaftig wäre, solle er in Gottes Namen mit mir hinfahren, weil ich zu einem Kriegsmann doch verdorben wäre. Da fiel mir ein Knecht ein, von dem ich durch meinen Vater selig und durch alte Knechte gehört hatte, die pfalzgräflich und hohenlohisch gewesen waren. Dieser hatte Köchli geheißen und hatte gegen den Herzog von Bayern gekämpft, obwohl er auch nur eine Hand gehabt hatte. Damit war ebenso tüchtig gewesen im Feld, wie ein anderer. Der lag mir im Sinn, daß ich abermals zu Gott betete und dachte, es sei doch alles umsonst, wenn ich auch zwölf Hände hätte, und seine göttliche Gnade und Hilfe wäre nicht bei mir; wenn ich aber auch nur einen geringen Beheif hätte, so wollte ich dennoch mit Gottes Hilfe im Feld noch ebenso tüchtig sein, wie irgendein anderer gebrechlicher Mensch. Und nachdem ich nun schier sechzig Jahre lang mit einer einzigen Faust Kriege und Händel geführt habe, kann ich wahrlich nicht anders befinden und sagen, als daß der allmächtige, ewige und barmherzige Gott mit großen Gnaden in all meinen Kriegen, Fehden und Fährlichkeiten wunderbar bei mir gewesen ist.

* **Das erste Segelschiff mit drahtloser Telegraphie.** Der Cuxhavener Fischkutter „Präsident Herwig", der nach dem hochverdienten Ehrenpräsidenten des Deutschen Seefischerei-Vereins benannt ist, wird, wie wir hören, mit Einrichtungen für drahtlose Telegraphie versehen, nachdem die letzten Winterstürme die Notwendigkeit einer solchen Ausstattung gerade für die Hochseefischerfahrzeuge ergeben haben und sich auch auf den Dampfern der Cuxhavener Hochseefischerei-Aktien-Gesellschaft die drahtlose Telegraphie im ganzen bewährt hat. Von dem Ergebnis des auf dem „Präsident Herwig" — zum ersten Mal auf einem Segelschiff — eingeleiteten Versuchs wird es abhängen, ob auch andere Fischkutter die hauptsächlich ihrer Sicherung dienende Einrichtung erhalten sollen.

Lustige Ecke.

Musikalisches. Ella: „Du, Melanie, sag' mir doch, warum ist denn Dein lieber Mann heute so sehr vergnügt?" — Melanie: „Je, nun, weil mein Klavier verstimmt ist!"

*

Guter Anfang. Herr Oberwirtschafterin das Quartalsgehalt auszahlend): „Jetzt möchte ich auch endlich wissen, woran ich mit Ihnen bin, Babette; haben Sie sich denn entschlossen, meinen Vorschlag anzunehmen und mich zu heiraten?" — Wirtschafterin: „Ja, Herr Knickeberger!" — Herr: „Dann geben Sie das Geld wieder her!"

*

Unter Studenten. A.: „Heiliger Strohsack, bin ganz kaput! Habe heute zwei Stunden auf der Bibliothek gesessen!" — B.: „Auf wen hast Du denn da gewartet?"

*

Zuvorkommend. Er: „Wenn ich um 10 Uhr nicht zu Haus bin, liebe Frau, brauchst Du nicht mehr auf mich zu warten!" — Sie: „Fällt mir auch gar nicht ein, wenn Du um 9 Uhr nicht da bist, hol' ich Dich!"

*

Schlechtes Gewissen. Gast sauf der anderen Seite der Hotelrechnung obenan lesend): „Transport drei Mark". Sagen Sie mir, Fritz, wer hat mich denn gestern abend alles hinaustransportiert?"

Enfantterrible. Gerichtsvollzieher: „Also, Papa ist nicht zu Hause; na, da komme ich ein anderes Mal wieder . . . Sage mal, Kleiner, warum bellt denn der Hund da vor dem Kleiderschrank so?" — Söhnchen des Hausherrn: „Die Katze ist auch mit reingesprungen!"

Knackmandeln.

Auflösung der Rätsels aus Nr. 10:

„Erfahrung".

Richtige Lösungen gingen ein 20. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 35. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

Aus Halle von: K. Eichert, Lenchen Hinburg, vom Hagen, Frau Mimi Wipplinger, Otto Block, R. Küpp, Fritz Müller, Otto Henze, Olga Hartmann, Martha Troschke, G. Grumcke, Louis Reuter, Emmy und Hilda Mattin, C. Herm, Elsa Bülke, Franz Sträß, Klara Hartmann, Anna Schütze, Frau Wipplinger, Friedrich Wädlich.

Prämie: „Wolf, der Dragoner",

Kriegsgeschichtliche Erzählung von Karl Tanera, eleg. geb.

entfiel auf **Friedrich Wädlich**, hier.

Rätsel.

Kaum erwach' ich wieder,
So mäht man mich nieder;
Macht der Schnitter es nicht gut,
So vergießt der Acker Blut.
Wer mich umgekehrt
Reitet oder fährt,
Muß zwischen Galopp und Schritt
Halten die rechte Mitt'.

„Dornröschen",

ein Blumenstrauß in Liedern, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

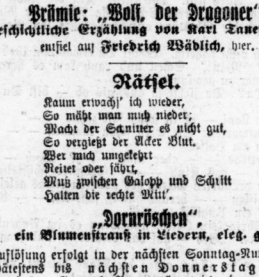
Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

M, der Mittelhandspieler, verliert a-Handspiel auf folgende Karte:

a b cB, aD 9, 8, 7; bA; dA, 9.

Deutsch.



Französisch.

Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Treff-Dame, Treff-Neun, Treff-Acht, Treff-Sieben, Pique-Aß, Carr.-Aß, Carr.-Neun.

Im Skat lagen dB und aA, so daß das Spiel mit 5 Matadoren ging. H hatte 14 Augen weniger in der Karte als V. Die Gegner kommen auf 63. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 9.

Das Spiel ist unverlierbar, da der Spieler mindestens 1 mal abwerfen kann, sobald die Gegner ihm kommen müssen, gleichviel, wie die Kartenverteilung ist. Hier ist angenommen, daß die Gegenstimme in einer Hand sitzen und beide Gegner einen aufgedeckten Null spielen können:

B a b c dB, a10, D; bA, D, 8; cD.
M cK, 9, 8, 7; dA, 10, K, D, 9, 7.
H aA, K, 9, 8, 7; b10, K, 9, 7; d8.
Skat: cA, 10.

Spiel:

1. B dB, d7, a7.	2. B cB, d9, a8.
3. B bB, c7, a9.	4. B aB, c8, aK.
5. B aD, dA, aA (— 25).	6. H d8, cD, d10 (— 13).
7. M cK, b10, a10.	8. B bA, c9, b7.
9. B b8, dK, b9 (— 4).	10. H bK, bD, dD (— 10).
Damit haben die Gegner 52. —	Oben:
	6. H b9, bD, c9.
7. B cD, cK, b10 (— 14).	8. M dK, d8, b8 (— 4).

Hier erhalten die Gegner also noch weniger.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Stettenheim. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche
Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 11 Halle a. S., den 13. März. 1910

Geranien.

Von **Minna von Heide.**

Wir verehrten ihn als den besten edelsten Menschen. Wir kannten ihn als den gütigsten Mann. Sein Herz war das stärkste und das weichste zugleich. Aber niemand unter uns allen, die wir ihn lieb hatten, besaß den Mut, zu ihm zu gehen. Nicht einer unter uns. Schließlich gingen wir zu Dreien.

Er hatte nämlich die Gefährtin seines Lebens verloren. Den schneeweißgewordenen Mann hatte die Frau mit den klaren blauen Augen verlassen, mit der unendlich wohltuenden Stimme, welche die Klang gewordene Mütterlichkeit war. Er hatte die Frau verloren, die ihm im besten Sinne des Begriffes ein Menschenleben zu eigen gewesen war, und mit der er eine Gemeinsamkeit geführt hatte, daß kein Mensch näher an den Beiden hätte vorübergehen können, ohne im Innersten davon berührt zu werden.

Beim Eintritt in sein Haus klammerten sich meine Hände unwillkürlich ineinander. Mir war, als seien wir über eine Schwelle getreten, hinter der es trotz allen Vergangen etwas zu halten gäbe.

Wir fanden ihn an der aufgebahrten Leiche. Er wollte, daß wir zu ihm treten sollten. Und als wir die zwei Menschen sahen, den lebendigen und den toten, da hat jeder von uns nur das einzige Gefühl haben können, warum nur hat es uns an Mut gefehlt! An dieser Stätte hätten wir uns jedes tröstlichen Gedankens schämen müssen.

Alles was an Zuversicht auf vorsehende Weisheit in einem Menschenantlitz ausgeprägt sein kann, das lag in den friedlich schlummernden Zügen der Toten und blickte uns an aus der klaren, festen Schrift, die der ewige Finger noch nicht gelöscht hatte.

Rings um das weiße, schlichte Totenlager waren Blüten von hellroten und dunkelroten Geranien hingestreut. Mit dem Stiel leicht unter der schmalen Leinenspitze versteckt lag jede Blüte, als ob sie auch zur Ruhe gehen wolle. Sonst sah man weder Blumen noch Grün. Es war von einer ergreifenden, leuchtenden Schlichtheit.

Wahrscheinlich haben wir an der Bahre der geliebten und verehrten Frau alle das gleiche eigenartig tiefe Gebet verrichtet. Ein Gebet ohne Worte und bewußte Gedanken. Denn es bestand lediglich in einer Empfindung, wie sie in seltenen Augenblicken wie aus einer weiten Entfernung auf uns zukommt, uns anpackt und uns in Bann oder Bleib festhält. Aber in einer Verlorenheit, die sich nicht schildern läßt, von der ich mich aber an dieser Stelle zu sagen getraue, daß sie eine Verlorenheit in das unbekannte Stück Land unserer selbst ist, das unser menschliches Leben mit allen Ewigkeiten verbindet.

Anstatt daß wir ihm die Hand reichten, reichte er sie jedem Einzelnen von uns. Und dann nahm er uns mit hinaus in seinen Garten, den er immer sein und seiner Frau Kind zu nennen pflegte.

Fest und aufrecht schritt er vor uns her. Man hätte vergeblich auf den breiten Schultern nach Spuren einer schweren, frischen Last gesucht. Und nicht ein leiser Unterton klang aus seiner Stimme als er sich in der Nähe eines ausgedehnten und prächtig geordneten Geranienbeetes mit uns niederließ und begann:

„Wir Menschen sind alle Egoisten. Niemals haben meine Frau und ich des Näheren von der reichen Geranienpracht in unserem Garten zu Dritten gesprochen. Das war wie ein stilles Einverständnis zwischen uns. Als ob wir etwas zu hüten gehabt hätten, möchte ich fast sagen. Einen lieben verlorenen Sohn vielleicht, den wir in seliger verschwiegener Freude wiedergefunden hatten.

Seit sie nun schläft, die Meine, ist es mir, als hätte ich einen Riegel fortzuschieben. Als wüßte ich nicht zu bleiben in der Brust mit all dem, was so jeden Tag zwischen zwei Menschen hin- und hergeht.

Und heute sollen es just die Geranien sein.

Sie wissen, meine Freunde, wie fest mir jeder einzelne meiner armen, lieben Sünder aus Herz gewachsen war. (Der ehrwürdige Mann war viele Jahre Anstaltsgeistlicher.) Aber unter allen ist mir doch einer der liebste gewesen.

Er mußte nach irdischer Gerechtigkeit den Tod erleiden, weil er auch getötet hatte. Er war nach Handzügen mancher Art eines Nachts bei Ausübung seines dunklen Handwerks mit dem Besitzer seines Raubes im Hausflur zusammengestoßen, als er gerade wieder entwischen wollte. Und das hatte dem andern das Leben gekostet.

Wir konnten mit unserem Uebeltäter nichts beginnen. Meinen Zuspruch wies er ebenso starr zurück als alles andere. Als jedes Wort, das an ihn gerichtet wurde.

Irgendwelche Angehörige schien er nicht zu haben. Als ich mich am Tage vor seinem letzten Stündchen mit dem mir sehr befreundeten Zuchthausdirektor besprach, waren wir beide sehr bewegt. Wir waren uns vollkommen einig darin, daß ein einziges Menschenleben mehr wert ist als eine ganze irdische Gerechtigkeit, und schützelten uns beim Abschied bedrückt die Hände. Ganz besonders noch unter der Einwirkung des letzten Wunsches, den der zum Tode Verurteilte geäußert hatte: Seine Henkersmahlzeit sollte in zwei blühenden Geranientöcken bestehen, einem hellroten und einem dunkelroten.

Wenn ich je in meinem Leben mit Inbrunst gebetet habe, ist es in jenem Augenblick geschehen, als ich vor der kleinen, finsteren Zellentür stand, um noch einmal mein ganzes Herz aufzubieten, Einlaß in einen Menschen zu finden, zu dem ich schon nach dem nächsten Sonnenaufgang nicht mehr gelangen konnte.

Schweigend trat ich in den verdunkelten Raum. Und ohne ein Wort zu sagen, setzte ich mich neben den Mann auf die Pritsche, der seine Hände und seinen Kopf vor sich hängen hatte und von mir nicht die geringste Notiz nahm.

Und so blieben wir nebeneinander sitzen. Hin und wieder hörte man draußen einen Vogel fliegen. Und einmal drang ein lauter, jauchzender Kinderton herein.

Mir wollte das Herz schier zerspringen. Die Brust saß mir so voll Erbarmen gepreßt, daß ich meinte mein Bruder neben mir hätte mit den Händen mittenhineingreifen können. Er blieb aber unbeweglich sitzen. Und doch fühlte ich, wie sich Welle auf Welle aus meiner Brust gegen ihn preßte und wie es sich langsam immer näher kam, was in jedem Menschen weder besser noch geringer ist.

Und dann faßte ich ihn nach der Hand. Ganz behutsam, ganz zärtlich. Bog sie immer näher zu mir herüber, bis sie mir auf dem Schoß lag und Tropfen auf Tropfen meine warmen Tränen darauf niederfielen. Ich ließ sie fallen und er ließ sie liegen.

Und dann lag er mir vor den Füßen. — — — —

Niemanden hat er gehabt in seinem Leben. Kein Mensch hat ihn jemals lieb und wert gehalten. Einen Vater hat er nie gekannt. Seine Mutter hat ihn immer nur geschlagen. Nur eine Freude hat er gehabt in seinem ganzen langen Leben. Eine einzige, heimliche Freude, als er noch Kind war. Gegenüber von dem kahlen Stübchen, in welches er als kleiner Junge Sommer und Winter über Tag eingeschlossen wurde, lag ein Häuschen, auf dessen Fenstersimsen sommers schwere Kästen voll blühender Geranien standen. In verschwenderischer Fülle, hellrote und dunkelrote. In denen entlang und über sie hin schickte der arme, kleine Kerl Tag für Tag seine bekla genswerten Aeugleln spazieren, und ließ ein großes, mächtiges Verlangen wachsen in seiner schmalen Kindesbrust. — — — —

In seiner rauhen Freiheit hatte er die lieben, freundlichen Blümlein längst vergessen. Aber in der Einsamkeit mit sich selbst hatte er sich der einzigen Freude seines armseligen Lebens wieder erinnert und sein letzter Wunsch war ein Zeichen dankbarer Anhänglichkeit.

Der Schweiß rann ihm von der Stirn. Ich versuchte nicht, ihn hochzuziehen. Ich konnte es verstehen und ihm nachempfinden, daß er lieber liegen mochte, wo er lag. Ich strich ihm seinen heißen Kopf und die wirren Haare und neigte meinen eigenen Kopf auf ihn herab. „Ich habe Dich so lieb", sagte ich, „wie jeden unter den Menschen, der mir besonders ans Herz gewachsen ist". Da klammerte er sich noch fester um mich und flehte mich an um einen Trost, den er auf seinem letzten Wege mit sich nehmen könne.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19100313025/fragment/page=0001

Ach", sagte ich, „ich bin ein Mensch wie Du. Auch ich kann Dir keine Gewißheit zutragen, woran Du Dich mit beiden Händen festhalten kannst. Aber ich kann Dir zeigen, was ich mache, wenn ich mit mir in Not bin. Ich lehne mich nicht auf. Ich lehne mich nicht auf [illegible] all die verschämten, zaghaften Hoffnungen, die aus dem verstecktesten [illegible] aufstehen, die leise und bittend an eine geheimnisvolle Tür klopfen. An die Tür, die auch der Geringste unter uns in sich trägt. Durch die das Leben in uns eingetreten ist — — — — —"

In diesem Augenblick wurden die beiden Geranienstöcke gebracht. — — —

Eng standen die beiden irdenen Töpfe nebeneinander. Das zarte Rot der einen Blüten schmiegte sich bescheiden in das verlangende Leuchten der andern hinein.

„Du willst einen Trost", hub ich nochmals leise nach einer langen Weile an. „Sollte ein Mensch einen besseren geben können, als diese Blümlein hier! Sie haben Dir Dein Herz auf dem Grunde rein erhalten. Sie sind gewissermaßen in Dich hineingepflanzt und haben ruhig und unentwegt weiter ihre zarten kleinen Blätter zur Blüte getrieben unter allem Gekraut und Gestrüpp.

Sieh auf Dein Leben zurück, und dann sieh die unschuldigen Blümlein an. Kann es denn etwas geben, das wunderbarer ist? Wie nur könnte ein Mensch so vermessen sein wollen, mit seinen groben Fingern in ein so feines Gewebe greifen zu wollen! — —"

Ich saß noch bei ihm bis tief in die Nacht. Aber ganz zuletzt wollte er gern mit sich allein bleiben. Er legte mir seine glühenden Lippen auf die Hände, als ich ging, und ich fühlte einen jähen, gewaltigen Strom von seinem Körper in den meinen gehen. — —

Als er am nächsten Morgen zum Schafott schritt, senkte er einen Blick in mich, der wie die beste Frucht vom Baum meines Lebens in mir liegen geblieben ist. —

Das Armsünderglöckchen hatte kaum ausgeläutet, als wir zwei, meine Frau und ich, Hand in Hand unter der aufgehenden Sonne aus der Stadt wanderten und miteinander trugen, was für einen Menschen zu schwer wird. — — — —

Wir hatten in Andacht verloren ihm zugehört, und nun sah ich plötzlich mit Erschrecken, wie ihm unaufhörlich die Tränen in den weißen Bart liefen.

„Ach ja," sagte er und ließ sie rinnen, „wir sind ja alle miteinander so schwache Kreaturen. Nun schläft sie. Nun macht sie nie die Augen wieder auf, die Meine. Nun muß ich allein mit dem großen Wunder zurecht kommen. Lieber, lieber Gott, nun muß ich noch mehr Geranien pflanzen. — — — — —"

Und die blanken Tropfen kamen ins Ueberhasten.

Wir schlichen uns still von dannen.

Nummer 34 und Nummer 21.

Von **Edgar Classen.**

Seit neunzehn Jahren hüteten sie beide die gleiche Ecke, die Dienstmann-Nummer 34 und die Schutzmann-Nummer 21. Sie verkörpern ein Stück Chronik der beiden Straßen, die hier einander kreuzten und als Hauptverkehrsadern die drängenden Menschenwogen wie in einen tosenden Strudel zusammenballten, um sie als besänftigte Wellen gegen die Peripherie der jungen Großstadt wieder abzuleiten. War der Dienstmann Grötzner als ein Muster unter seinen Standesgenossen bekannt, so galt Feuerbach als einer der pflichteifrigsten und gewissenhaftesten Sicherheitsbeamten. Jener mit einer für seine soziale Rangstufe ungewöhnlichen Gewandtheit des Auftretens und freundlicher Gefälligkeit begabt, dieser der Typus jener altpreußischen Kernhaftigkeit, die eine der besten Traditionen des Staates bildet. Von kaum verschiedenen Lebensinteressen, waren die beiden Männer während nahezu zwei Jahrzehnten sich nicht aus den Augen gekommen, die kleinen Sorgen des Einen begegneten der verstehenden Teilnahme des Andern, Gewohnheiten, Neigungen und auch die kleinen Eigenheiten waren eine Quelle der wechselseitigen Beobachtung und ein Akt stillschweigender gegenseitiger Anerkennung geworden. So hätten sie in der steten täglichen Regelmäßigkeit kaum bemerkt, wie die Zeit über sie hereingewachsen war, wenn nicht der anmutige Badeort sich mit einem kühnen Anlauf, fast wie über Nacht, zur Großstadt emporgeschwungen hätte. Das „Spitze Eck", ihr beiderseitiger Standort, wurde mehr und mehr von dem Lärm des Verkehrs umbrandet, und an Stelle so mancher alter Baracken mit den lieben runzeligen Gesichtern waren vornehme Häuserbauten mit verschnörkelten, kalten Fassaden getreten. Auch die Jugend der Nachbarschaft war ihren Händen gleichsam entglitten und aus den ungebändigten Tollköpfen, die man jüngst noch an den Ohren gezaust, ein neues Geschlecht an den Tag getreten. Nummer 34 und Nummer 21 waren die alten geblieben. Immer noch aufrecht und fest, wenn ihnen der Regen um die Nase fegte, gleichmütig und still resigniert, wenn im lachenden Frühling die elegante Welt der Badegäste an ihnen vorbeirollte und ihren Reichtum im Golde der Sonne aufblitzen ließ. Eine wunderliche Harmonie waltete in diesem Verhältnis: zwei Menschen, denen die feineren Empfindungsmöglichkeiten und die vielfachen Differenzierungen gänzlich unbekannt und die nicht fähig waren, über persönlich Empfundenes jemals eine Silbe zu verlieren, hatte die schlichte Geradheit der Gesinnung und die Aufrichtigkeit der Charaktere verknüpft, als ob das nicht anders als selbstverständlich wäre. Die unausgesprochenen Gefühle sind oftmals die tiefsten.

Freilich, da war [illegible] ein Drittes, das Nummer 34 und Nummer 21 [illegible], das am liebsten die beiden, nur durch einen schmalen Vorflur getrennten Wohnungen vereinigt hätte . . . Loni Grötzner, ein holder Blondkopf, das Sonnenscheinchen mit seinen Nixenaugen, ein liebes, herziges Ding, dem der Lenz seiner siebzehn Jahre den zarten, leuchtenden Flaum der Kirschblüte auf die Wangen gezaubert hatte . . . Wenn in dem Junggesellenheim von Nummer 21, zwischen Uniformstücken, Waffen, Büchern und einer Sammlung von halbgeschwärzten Tabakpfeifen, eine Blume schüchtern auftauchte, so hatte sie aus Louis Hand den Weg dahin genommen . . . Und wenn Nummer 34 eine geringe Tageseinnahme gehabt und mißmutig über die schlechten Zeiten, über die Elektrische, Autos und Taxameter loszog, so drückte Loni dem Vater sanft die Karten in die Hand und spielte mit ihm „Franz zu Fuß", bis Nummer 21 erschien und sie ablöste. Sie war ein freundliches Elfchen, das mit Licht, Frohsinn und Anmut seine Umgebung verklärte. So war sie in die Pflichten der Hausfrau von Nummer 34 und in die Aufgabe der Wirtschafterin von Nummer 21 hineingewachsen, unbeschadet ihrer Berufstätigkeit als Verkäuferin, die sie den Hauptteil des Tages vom Hause fernhielt.

Wenn sie sich nur etwas mehr hätte putzen dürfen. Aber für diese kleine weibliche Eitelkeit hatte der Vater kein Verständnis. Von ihrem monatlichen Salair wanderte nur ein kleiner Teil in den Haushalt, alles übrige wurde auf der Sparkasse für sie angelegt. Alle ihre Kolleginnen im Geschäft waren besser gekleidet als sie. Und wie mußte sie betteln und schmeicheln, um den Vater einmal ein neues Kleid abzuringen — von den Näschereien, die ihr Nummer 21 zusteckte, konnte sie wahrhaftig keins kaufen!

Die Mutter fehlte — die sorgende, weiche Hand, ein verstehendes, gütiges Frauenherz, das den ersten stammelnden Lauten einer erwachenden jungen Menschenseele lauscht und sie deutet . . .

Oft verweilte Loni vor dem Bilde der Mutter und schaute sinnend und träumend in ein frisches Antlitz, mit flott geschwungenen Lippen und einem Paar Augen, in denen eine heiße Lebensflamme brannte . . .

„Heda! Ho —!" Nummer 34 sprang dienstfertig hinzu. Eine Gesellschaft von Engländern brauchte einen Führer. Grötzner zog artig die Mütze, und durch einige geradebrechte englische Brocken fiel ihm das Geschäft zu. Er setzte sich an die Tete und verschwand mit seinem Anhang den Michelsberg hinunter. Es war heute, obwohl schon Spätnachmittag, seine erste Kommission. Nummer 21 nickte ihm vergnügt nach. Noch eine Stunde Posten — dann war auch sein Dienst zu Ende. — —

Ein Auflauf. Dort unten vor dem Warenhaus. Neugierige liefen hinzu. Gassenjungen riefen „Hurrah!" und sprangen dem Getümmel nach, das im Nu zu einer Lawine menschlicher Leidenschaften entfacht war.

„Dieb! — Dieb!" — Dieser Ruf gellte vornehmlich zwischen durch.

Nummer 21 war im Dienst. Die Staatsraison heischte Hilfe.

„Dieb — Hojoh!"

Feuerbach bahnte sich einen Weg durch die Menge. Aber immer wieder wurde die Lücke, die er sich geschaffen, durch nachdrängende Menschenleiber geschlossen. Er stieß die Nächsten zur Seite — — zwei Männer führten ein Frauenzimmer in der Mitte, das sich verzweifelt gegen seine Fesseln wehrte. Eine junge Person anscheinend — ihr Haarknoten hatte sich gelöst — die Strähnen flogen ihr um Kopf und Schultern . . . .

Nummer 21 faßte mit festem Griffe zu . . . .

Wie er auf die Wache gekommen, das wußte Feuerbach nicht mehr: hatte ihn die Menge geschoben, war er gefahren oder . . . er befand sich im Zustand völliger Geistesabwesenheit: ob ihn der diensttuende Kommissär etwas gefragt — ob er die Verhaftete kenne — oder ähnliches . . . er griff sich an den Kopf, der ihm zum Zerspringen hämmerte, während seine Hände kalt waren, wie Eis. Ein Traum, wüst und spukhaft — weiter nichts. Oder doch — doch —?

Mit schier übermenschlicher Gewalt raffte er sich auf: hinüber zum Kommissär und — sich auslachen lassen — jawohl: auslachen lassen, wie es ihm gebührt . . . . Aber nein — Wahrheit, entsetzliche Wahrheit, kalt und schneidend wie Stahl: Loni Grötzner — Diebstahl — Spitzen — —

So stand es auf dem Papier. Loni war zur Diebin geworden. Wegen ein paar Meter Spitzen. Man hatte sie bei ihr gefunden. Und weil sie beharrlich geleugnet und durchzugehen versuchte, hatte man sie der Polizei übergeben. Das einzige Glück eines Vaters, die Zukunft eines jungen Mädchens — zertrümmert durch einen einzigen dummen Streich. Loni war sich der Schwere ihrer Tat nicht bewußt: das stand fest. Die Putzsucht, dieses unglückselige Erbteil ihrer Mutter, hatte ihr jeden klaren Begriff von Mein und Dein verwirrt — ein paar Meter Spitzen — was mochten diese in einem Warenhaus bedeuten —?

Vielleicht haben es andere neben ihr ebenso gemacht — nichts davon war an das Tageslicht gekommen — und das reizte und lockte und lockte . . . und in einer einzigen Sekunde war alles geschehen — waren zwei Menschenleben vernichtet — —

Und er, der die Kleine mit auf den Knien hatte aufpäppeln helfen, sie groß und schön hatte werden sehen und die Vaterfreuden

mit Nummer 31 geteilt hatte — er war von dem Schicksal als Werkzeug ausersehen, den Streich zu führen — heulen hätte er mögen vor Schmerz — hätte er lieber vorher die Beine gebrochen . . . .

Feuerbach wankte heim. Aber vor der Haustür machte er kehrt. Er hatte nicht den Mut, hinaufzusteigen und dem Vater das Entsetzliche zu überbringen. Er trabte wieder zurück, kreuz und quer durch die Stadt. Ein Regenguß ging nieder — er bemerkte es nicht. Sein einfacher Verstand vermochte es nicht zu fassen, daß gerade er der Vollstrecker irgend eines höheres, geheimnisvollen Willens sein mußte — — oder war es nur ein Zufall, ein plumper täppischer Zufall — wie im Kartenspiel die Trümpfe — —? Er grübelte und grübelte nach einem Zusammenhang, nach einer Lösung — seine ganze Lebensanschauung wankte, sein Glaube an Gott war erschüttert — — Allgüte — Allweisheit — —!! Er lachte heiser auf. Er erschrak vor dem schrillen Ton seiner Stimme. Niemand war in der Nähe. Er war schon weit draußen, nahezu am Ende der Stadt. Alles still. Totenstill. Nur die Nacht wob ihre Schleier und vergrub in ihrem Schoß alle Rätsel der Welt . . . .

Als Feuerbach die Glastüre aufschloß, faßte ihn Grötzner sofort ab.

„Loni ist noch nicht daheim. Weißt Du etwas von ihr?"

„Ich — —? Nein!" Scheu und rauh kam es heraus. Er suchte sein Zimmer zu gewinnen.

„Was hast Du? Du siehst ja aus, als ob — bist Du krank?"

„Nein."

„Aber — die Loni — es ist schon fast zehne — —"

Er wollte antworten: Sie wird schon kommen — — aber die Lüge würgte ihn am Halse.

„Du weißt etwas — — oder nicht — —? Doch — —! Wo ist — das Kind — das Kind — —" Grötzner schüttelte ihn — hatte er aus der verstörten Miene des anderen etwas gelesen — — „Du mußt es wissen — — heraus damit, sage ich, — — heraus — oder es gibt — ein Unglück — —!"

Feuerbach rührte kein Glied, und wenn es im Augenblick sein Tod gewesen wäre. „Geh — auf das Revier — und frag — nach ihr — —"

Lange stand er so, allein, gegen die Wand gelehnt, unbeweglich — — — er hatte ja ein Todesurteil verkündigt . . . .

„Es ist nicht wahr — es ist nicht wahr — —! Verstanden?"

Schweißtriefend war Grötzner zurückgekommen. Mit einem Fußtritt hatte er die Tür aufgestoßen, mit fliegendem Atem, zornbebend stand er an der Schwelle.

„Es ist nicht wahr — —! Loni ist kein Dieb — — meine Loni! Aber Du — Du — hast sie verhaftet — — sie haben mirs gesagt — — pfui — —!" Er spie aus. „Wir zwei sind fertig zusammen — — für alle Zeit — — aber Loni ist unschuldig — — so wahr der Herrgott da oben ist. Und die Wahrheit — ist immer noch ans Licht — gekommen — jawohl — die Loni ist — kein Dieb —!"

Feuerbach hatte kein Wort der Entgegnung. War ein solcher Glaube nicht rührend — —? Nein, Wahnsinn war er.

Er hörte ihn noch lange drüben ruhelos umherwandern. „Die Loni — ist kein Dieb — die Loni — ist kein Dieb —."

Gegen Mitternacht ging er wieder weg. Und bis zum Morgengrauen patrouillierte er um das Polizeigefängnis herum. —

Die Physiognomie des „Spitzen Eck" hatte sich geändert: Nummer 34 blieb aus. Nummer 21 stand allein, einen Tag um den anderen. Für die Nachbarn ein Ereignis. Und wer von ihnen das „Eck" passierte, hielt unwillkürlich Ausguck nach der fehlenden Nummer, so unzertrennlich hatte die Gewohnheit die Beiden dem Straßenbild eingefügt. Eifrig besprach man Lonis Verhaftung und die begleitenden merkwürdigen Umstände, aber das Leben mit seinem wilden, verzehrenden Atem rollte auch über diese Episode hinweg, die erst an dem Tage der Gerichtsverhandlung noch einmal flüchtig auflebte. Aber niemand mehr hatte ein besonderes Interesse an dem Fall: ein einfacher Diebstahl mit dem Geständnis der Angeklagten. Die Gefängnistür schließt sich hinter ihr — ein dünner Aktenfaszikel wird nach einigen Tagen zurückgelegt — eine junge Menschenblüte ist aus der Gesellschaft ausgestoßen — — wer fragt danach, wenn ein Blatt von einem Baume herabgeweht wird . . . . .

Nur einen hat es ins innerste Mark getroffen. Nummer 34 war zum alten Mann geworden. Den Glauben an sein Kind hat er dahingeben müssen — — um jener Wahrheit willen, welche so oft die Schwester des Unglücks ist . . . .

Nicht leicht fand sein Fuß den Weg über den Flur hinüber zu dem Freunde, aber er fand ihn: und eine suchende, zitternde Hand begegnete einem warmen, ehrlichen Druck. Zwei Männer standen sich gegenüber, wortlos, denn jeder von ihnen hatte ein dummes Würgen in der Kehle zu unterdrücken . . . . .

Aus aller Welt.

* **An Bord der Hohenzollern.** Der „Schwäb. Merkur" bringt nach dem Stockholmer „Aftonblad" die Schilderung eines Besuches auf der „Hohenzollern" beim Kaiser, aus der Feder der schwedischen Schriftstellerin Annie Wall, die im vorigen Sommer nach der Ankunft der Jacht in Bergen nebst einigen anderen Gästen zum Mittagsmahl geladen worden war. Als wir bei der „Hohenzollern" ankamen, erzählt sie, stand der Kaiser, in Admiralsuniform, an der Fallreeptreppe und empfing seine Gäste mit großer Liebenswürdigkeit. Die Tafel war mit duftenden Rosen und prächtigen Tafelaufsätzen in Gold und Silber geschmückt. Kaiser Wilhelm befand sich in vorzüglicher Stimmung und unterhielt sich nach allen Seiten hin. Er ist ein brillanter Plauderer, von schnellster Auffassung, und sein Gespräch ist in hohem Grade geistreich und hinreißend. Im Laufe des Mahles lenkte der Kaiser meine Aufmerksamkeit auf die Nachbildung des Prunkpokals, den die Nürnberger Bürger einst dem König Gustav Adolf geschenkt haben. Der Kaiser war entzückt von der schönen Arbeit, einer Gabe des Königs Oskar an den Kaiser. Nun erging sich der Kaiser in hochgestimmten Worten über die ehrenvolle Geschichte Schwedens, die er außerordentlich gut kannte. Besonders erwähnte er Gustav Adolf und Karl XII. „Ja, wir dürfen Karl X., Gustav nicht vergessen, der ebenfalls ein streitbarer Herr war. Aber sagen Sie mir", rief der Kaiser dann lebhaft aus, „glauben Sie nicht, daß Gustav Adolf ehrgeizige Pläne gehegt hat?" „Ohne Zweifel, Ew. Majestät. Wäre er leben geblieben und fortfahrend siegreich gewesen, hätte er sich zum Kaiser von Deutschland und Schweden ausrufen lassen." „Der Meinung bin ich auch", sagte der Kaiser, „aber das hätte fürchterlich viel Blut gekostet." Dann wollte der Kaiser wissen, aus welchem Grunde man alle Fahnen und Trophäen aus der Ritterholmskirche in Stockholm entfernt habe. Ich erzählte, daß dies wegen der Feuchtigkeit geschehen wäre, um die Andenken vor Vernichtung zu bewahren. „Und wie Ew. Majestät wissen, sind die meisten Trophäen deutsche und deshalb doppelt kostbar für uns, denn solche Andenken werden wir Schweden wohl kaum jemals aus Deutschland holen." Der Kaiser lachte und nickte, worauf er scherzend hinzufügte: „Aber ich hätte Lust zu einer kleinen Invasion in Schweden, um wieder zu nehmen, was uns die Schweden im 30jährigen Kriege geraubt haben." Später kam der Kaiser auf die Kunst zu sprechen, wobei auch Strindbergs Name genannt wurde. Als ich mir die Bemerkung erlaubte, daß wohl niemals ein Stück von Strindberg im königlichen Schauspielhause in Berlin aufgeführt werden würde, erklärte der Kaiser sofort mit Nachdruck: „Nein, davon können Sie überzeugt sein." „Aber", wagte ich einzufallen, „warum sind Ew. Majestät nicht ebenso streng gegen Richard Strauß wie gegen Strindberg und haben verboten, in der Königl. Oper in Berlin „Elektra" aufzuführen?" „Ja, das kann ich Ihnen sagen. Hätten wir „Elektra" nicht angenommen, so würde ein Privattheater das Musikdrama aufgeführt haben, und ganz Berlin wäre dorthin gestürmt, während die Hofoper vor leeren Häusern gespielt hätte. Es waren also ökonomische Gründe." Nach Beendigung der Mahlzeit begaben wir uns wieder an Deck, wo Kaffee gereicht wurde. Der strahlende Humor unseres hohen Wirts warf auch auf uns andere seinen Abglanz, und der Abend verfloß in ungezwungenster, angenehmster Stimmung. Man kann sich keinen ritterlicheren und aufmerksameren Wirt als Kaiser Wilhelm denken. Er sieht und beachtet alles. Man braucht nicht lange mit ihm zu sprechen, um von seiner überlegenen Begabung und seinen gediegenen Kenntnissen auf allen Gebieten überrascht zu sein.

* **Wie Götz von Berlichingen die Hand verlor.** Ein bei uns noch viel zu wenig beachtetes, zu wenig gelesenes deutsches Werk ist soeben neu herausgegeben worden: „Leben, Fehden und Händel des Ritters Götz von Berlichingen", verhochdeutscht von Robert Kohlrausch. (Robert Lutz, Stuttgart, brosch. 2,50 Mark, geb. 3,50 Mark.) Es war ein glücklicher Gedanke, das Buch der bekannten Lutzschen Memoirenbibliothek anzugliedern und zugleich das alte, knorrige, heute nur wenigen verständliche Deutsch des Originals in einer Weise zu bearbeiten, die das Werk nun für jeden verständlich macht und dabei doch den Reiz des Altertümlichen in Ausdruck und Stil möglichst wahrt. So ist diese Selbstbiographie den weitesten Kreisen erschlossen worden. Abgesehen von dem Interesse, das jeder dem Buche entgegenbringen wird, aus dem Goethe sich Anregung und Stoff zu seinem Drama holte, ist es ein kultur- und sittengeschichtlich höchst interessantes Werk. Völlig naiv schildert der alte Fehdereiter und Wegelagerer seine Taten und Abenteuer, und diese köstliche Naivität bringt es mit sich, daß sich uns die Sitten des damaligen reitenden Adels, die ganze Zeit des Faustrechts in einer Unmittelbarkeit zeigen, die kein anderes, belehrendes Werk erreichen könnte. Zugleich macht sie uns den Mann mit dem geraden, treuen Sinn, mit dem Maße seiner Zeit gemessen, äußerst sympathisch. Wie bieder, „frumb" ist doch Götz! „Gott gab mirs in den Sinn, daß ich den ersten, vordersten Fuhrmann vom Gaule stach." Wie kindlich fast, ganz der Sohn eines wüsten Zeitalters, wenn er aus dem Hinterhalte beobachtet, wie fünf Wölfe in eine Schafherde einbrechen und er freudig ruft: „Glück zu, liebe Gesellen, Glück zu überall!" und er das für eine gute Vorbedeutung hält, daß sein Anschlag gelingen werde. Das Buch, das uns ein gut Stück deutscher Vergangenheit vor Augen hält, sollte jeder Gebildete einmal gelesen haben. Wir entnehmen dem Werk, zugleich als Probe der Verhochdeutschung durch Kohlrausch die Episode, wie Götz bei Landshut seine Hand verlor, die er dann später durch eine eiserne ersetzte. Meine Verwundung damals ist aber folgendermaßen geschehen. Wie wir nun also am Sonntag vor Landshut wieder scharmützelten, da richteten die von Nürnberg ihr Geschütz auf Freund und Feind. Die Feinde hielten geschützt an einem Graben, und ich hätte gern eine

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19100313025/fragment/page=0002